

Im Kampf ums Stammholz hat Franken kräftig mitgemischt

Die Flößerei und der Handel mit Bauholz banden den Frankenwald in ein internationales Wirtschaftsgefüge ein

Ein merkwürdiger Satz über einige verschwundene Dörfer – so genannte Wüstungen – findet sich im Rechtsbuch des Bamberger Bischofs Friedrich von Hohenlohe aus dem Jahr 1348. Diese Dörfer im Frankenwald seien nicht wieder aufzubauen, weil der Wald dem Bischof mehr wert sei, als die Menschen, die hier angesiedelt werden könnten. Die Einnahmen des Hochstifts Bamberg waren aber wesentlich auf die Abgaben der bäuerlichen Untertanen gegründet. Warum lag dem Bischof dann auf einmal mehr am Wald, noch dazu in einer weitab vom Bischofsitz gelegenen Region, in der es keine Holzverbraucher wie Eisen- und Glashütten und noch kaum Bergwerke und somit Holz im Überfluss gab?

Es gibt nur eine mögliche Antwort auf diese Frage: Er konnte das Holz gewinnbringend verkaufen. Das nun aber sicherlich nicht im Frankenwald, sondern weitab vom Wuchsor, wo es in mittlerweile waldarmen Gegenden eine Nachfrage vor allem nach Bauholz gab. Allerdings musste es dann an den Absatzort gebracht werden. Hierfür kam über größere Entfernungen im Mittelalter einzig und allein der Wasserweg in Frage. Schiffbar waren aber die Quellbäche des Frankenwaldes und auch der Obere Main nicht.

Holz – und vor allem das relativ leichte Tannenholz des damals so genannten „Nortwaldes“ – schwimmt aber selbst, so dass die Menschen schon frühzeitig auf die Idee kamen, Stämme untereinander zu verbinden und aus dem Transportgut somit gleichzeitig das Transportmittel werden zu lassen. Dieses Fahrzeug löst sich zudem am Ende seiner Reise von selbst auf und ist, da die Richtung des Floßholzhandels fast immer flussabwärts führt, auch noch fremdenergiefrei. Die flussabwärtige Richtung ist aber seit dem Mittelalter auch immer eine von waldreichen in waldarmen Regionen gewesen. In unseren Zeiten der Diskussion über Nachhaltigkeit könnte man daher das Floß als ein nahezu ideales Verkehrsmittel betrachten, mit dem kleinen Nachteil, dass der „Fahrer“, also der Flößer, wieder zu Fuß an seinen Ausgangspunkt zurückkehren musste.



Mehrere hundert Meter lang konnten die Flöße sein, die aus dem Frankenwald den Main und Rhein entlang (hier in Frankfurt) bis in die Niederlande Holz brachten.

Foto: Flößermuseum Unterrodach

Die erste konkrete schriftliche Erwähnung der Flößerei im Frankenwald begegnet uns erst relativ spät im Jahr 1386, als der Hochstiftsministeriale Fritz Marschalk zu Nordhalben mit dem Bamberger Bischof Lamprecht von Brunn eine Streitigkeit „wegen des Flozzens vff der Radach“ hatte, deutlich später als jener Satz im Rechtsbuch von 1348, der eigentlich schon ein weit ausbautes System der Flößerei voraussetzt. Die Fortschritte in der historisch-analytischen Bauforschung in den letzten Jahren haben allerdings jenseits der spärlichen schriftlichen Quellen zur mittelalterlichen Flößerei in ganz Bayern neue erbracht: die Bauhölzer selbst. Floßholz im Fachwerk und im Dachwerk lässt sich relativ leicht erkennen, da selbst bei zugebeilten oder zugesägten Balken oder Sparren noch die Reste der Floßbindung erkennbar bleiben. Stämme wurden mit so genannten Wieden zum Floß verbunden – gekochten und gedrehten Nadelholz-

stämmchen, die über ein verbindendes Querholz gezogen waren und mit Holzkeilen in Bohrlöchern im Stamm gesichert wurden. Zwei im Abstand von 10 bis 15 Zentimeter nebeneinander gelegene Löcher, die mit den Resten des Keils und der Wiede gefüllt sind, weisen auf Floßholz hin. Auf diese Weise konnte der Bamberger Bauforscher und Dendrochronologe Thomas EiBing geflößtes Bauholz in mehr als der Hälfte aller untersuchten historischen Dachwerke in der Bischofstadt feststellen. Das älteste stammte vom Dach der Stiftskirche St. Gangolf – Tannenholz, das in den Jahren 1180 bis 1184 eingeschlagen worden war und aus dem Frankenwald stammen muss. Eine Quelle, die ziemlich genau 200 Jahre vor der ersten schriftlichen Erwähnung der dortigen Flößerei datiert.

Seit dem 15. Jahrhundert werden schließlich alle wichtigen Baustellen in Bamberg, aber auch schon solche mainabwärts mit Holz aus dem Frankenwald beliefert. 1406 beschweren sich die Bamberger „bürger, schiflewte und floßlewte, die dez heiligen reich strassen auf dem Mayne bauen“, beim obersten Richter des fränkischen Landfriedens, Friedrich Schenk von Limpurg, dass ihnen auf dem Main ungebührliche Zölle abverlangt würden. Gerade die Zölle sind es, die uns heute Auskunft über den Umfang des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Floßholzhandels geben. An der Hauptzollstelle des Frankenwaldes, der nach der scherenartig gelegten Flusssperrung aus Baumstämmen so genannten Zollscheer nach dem Zusammenfluss der Frankenwaldflüsse Hasselach, Kronach und Rodach südlich Kronach wurden um 1500 im Jahr etwa 5000 Flöße abgefertigt.

Aber auch im zweiten großen Flussgebiet Bayerns, an der Donau und ihren Zuflüssen, war die Flößerei schon im späten Mittelalter ein ebenso wichtiger Wirtschaftsfaktor wie im Main-Rhein-Gebiet. Das Dachwerk über dem Langhaus der Dominikanerkirche St. Blasius in Regensburg von 1384 besteht in weiten Teilen aus Floßholz. Meister Heinrich von Straubing errichtete zwischen 1473 und 1475 den Dachstuhl der Münchner Frauenkirche aus dem Holz von 147 Flößen. Vor allem die südlichen Donauzuflüsse Iller, Lech mit Wertach, Isar mit Loisach, Inn und Salzach waren bis weit in das 19. Jahrhundert hinein bedeutende Floßflüsse. Unter ihnen waren lediglich Inn und Salzach schiffbar, so dass dort das Floß auch für den Transport von Kaufmannsgütern in den Zeiten der Fugger von Italien nach Augsburg und München genutzt wurde. Auf Lech und Isar ist die Flößerei seit dem 13. Jahrhundert belegt. Um 1865 erreichten jährlich etwa 10 000 Flöße München. In dieser Zeit stand nicht mehr der Handel, sondern die Versorgung der Stadt mit Baumaterial im Vordergrund.

Der fränkische Bauboom des Barocks ist ohne den Kronacher Floßholzhandel kaum vorstellbar. Zu-

mindest am Main oder in der Nähe der am Main gelegenen Zentren des „Bauwurms“ vor allem der Schönbornbischöfe in Bamberg, Würzburg, Aschaffenburg und Mainz funktionierte kaum eine der Großbaustellen ohne Holz aus dem Frankenwald. So beantragte der Mainzer Philipp Christoph von Erthal 1734 beim Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn Zollfreiheit auf dem Main zur Lieferung von „Zweyhundert böden allerhand gattung flotzholtz, [und] Zehen tausend diehlen, die er zu Cronach oder anderen im Hochstift Bamberg gelegenen orthen kauffen müsse.“ 200 Böden (Floßtafeln aus 4 bis 13 Stämmen, die Grundeinheit des Mainfloßes) entsprachen etwa 1200 Stämmen, dazu noch 10 000 Bretter, die in speziellen Bretterflößen, den Stümmeln, geliefert wurden, stellten die Frankenwaldflößer vor keiner allzu großen logistischen Herausforderungen. Ganze Schlösser konnten sozusagen in Kronach bestellt werden. Nur einmal, 1730, als Friedrich Karl von Schönborn für die Baustelle seiner Würzburger Residenz 400 Vierer-Böden (ein Floß aus vier dicken Stämmen), 500 Fünfer-Böden und 600 Sechser-Böden anforderte (insgesamt etwa 7700 Stämme), bekam die Bamberger Hofkammer kalte Füße und wollte erst bei ihren Forstmeistern in Kronach und Nordhalben nachfragen, ob der Wald durch die Entnahme dieser großen „quanität des stärcksten holzes“ nicht zu sehr geschädigt würde.

Aber nicht nur das Holz des Floßes selbst verkauften die Flößer, sie konnten noch weitere Güter auf dem Floß transportieren. Diese Fracht hieß auf den südbayerischen Donauzuflüssen „Nasse Rott“, in Franken „Oblast“. Aus dem Frankenwald abtransportiert wurden Schiefer, Sandsteine und Mühlsteine, später auch Steinkohle aus Stockheim, vor allem aber Holzwaren, angefangen bei Weinbergspfählen, über Felgen, Speichen, Nabens, Pflugräder, Tischfüße, Rohlinge für Holzteller und Schüsseln und schließlich Garn, Flachs, Schmalz und Korn. Das Floß ersetzte also zumindest flussabwärts das Binnenschiff auf nicht schiffbaren Gewässern. Manchmal diente es sogar als Verkehrsmittel für Menschen; so verkehrten vom 16. bis zum frühen 19. Jahrhundert „Ordinari-Flöße“ von Augsburg und München nahezu fahrplanmäßig nach Wien.

Dennoch darf man sich die historische Flößerei keineswegs nur in Form der Langholzflößerei vorstellen. Diese ist nur eine Spielart unter mehreren, wenn auch vielleicht die augenfälligste. Grundsätzlich muss man zwischen der „gebundenen“ Flößerei und der „ungebundenen“, häufig auch „Trift“ genannt, unterscheiden.

In vielen Regionen, vor allem dort, wo es um die Brennholzversorgung von Städten oder Salinen ging, war die Scheitholzflößerei mit Hölzern von



einer Länge zwischen einem halben und eineinhalb Metern die bedeutendste Form der Flößerei. Die Scheite wurden vom Bach- oder Grabenrand aus, manchmal aber auch im Wasser stehend, durch Triftarbeiter gesteuert. Zur Saline in Reichenhall musste das Scheitholz auf der Leoganger und Glemmer Ache sowie auf der Saalach getrifft werden. Als die dortigen Holzvorräte knapp wurden, legte man 1619 eine Soleleitung nach Traunstein, um dann die Holzvorräte im Einzugsgebiet der Flüsse Traun und Tiroler Achen dorthin zu triften. Die Scheitholzflößerei versorgte aber auch viele Städte außerhalb der großen Waldgebiete mit Brennholz. Die Stadt Coburg beispielsweise wurde über einen 1576 erbauten Floßgraben an die Holzvorräte des Thüringer Waldes angeschlossen.

Die nächste Stufe der ungebundenen Flößerei war die Blöchertrift. Blöcher oder auch Sägblöcher sind drei bis fünf Meter lange Stammabschnitte, die ebenfalls ungebunden in den Fluss geworfen und bis zu einer Sägemühle geflößt wurden. Blochholztrift gab es beispielsweise im Bayrischen Wald, wo ab 1729 die Ilz unter den Fürstbischofen von Passau zu Triftzwecken ausgebaut wurde. An der Halser Ilzschleife baute man im 19. Jahrhundert sogar einen 130 Meter langer Trifttunnel. Auch auf dem Regen, wo das „Holzfluttern (Scheitholztrift)“ schon 1345 erwähnt ist, schwammen Blöcher in Richtung Cham, 1916 waren es über 211 000.

Am bedeutendsten war die Blöchertrift im Frankenwald. Sie war Voraussetzung für einen geregelten Betrieb von Sägemühlen, von denen es

Die „Zollscheer“ nach dem Zusammenfluss von Hasslach und Rodach südlich von Kronach war einst der Ausgangspunkt der Floßreise aus dem Frankenwald heraus.

Foto: Stadtarchiv Kronach

1605 bereits 60 gab; um 1870 waren es 132 mit Wasserkraft betriebene »Commerzialholzschniedermühlen«. Somit stand durchschnittlich alle 0,7 Flusskilometer eine Mühle. Dort wurden die Blöcher zu Brettern gesägt, die nun als gebundene Bretterflöße erneut auf den Fluss kamen. Wirtschaftlich war diese Bretterflößerei bis weit in das 19. Jahrhundert hinein weit bedeutender als die Langholzflößerei. Das Rohprodukt Baum wurde in der eigenen Region schon zum Halbfertigprodukt Brett veredelt und konnte dementsprechend auf den Märkten an Main und Rhein teuer verkauft werden.

Um dieses komplexe System in Gang zu setzen und im Laufe der Jahrhunderte effektiv zu betreiben, waren enorme Anpassungsleistungen erforderlich. Noch relativ bescheiden nahm sich dabei die Organisation des Floßwesens und die Anpassung der Floßtechnik an den jeweils zur Verfügung stehenden Wasserlauf aus: Die Flöße wurden mit dem Fluss breiter und länger. Auf dem Mittelmain waren sie über hundert Meter, auf dem Rhein bisweilen mehr als 300 Meter lang. Gleichzeitig nahm mit der Flussbreite und der Entfernung vom Ausgangsort die Zahl der eingesetzten Floßknechte ab. Für die Holzmenge eines nach Mainz gehenden Mainfloßes wurden für die erste Etappe im Frankenwald 160 Mann benötigt, bei der Einfahrt in Mainz nur noch zwölf.

Viel gewaltiger waren die Anpassungsleistungen aber im Gebiet des Frankenwaldes selbst. Hier wurde der ursprüngliche Buchen- und Tannenwald in einen nahezu reinen Fichtenforst umgewandelt: Fichten wachsen schnell und lassen sich am leichtesten flößen. Die Täler und ihre Bäche wurden bis weit ins 20. Jahrhundert aufwändig umgestaltet. Im Quellbereich der Bäche wäre die Flößerei unter natürlichen Bedingungen nicht möglich gewesen, schon gar nicht mit Langholz. Der Mensch musste nachhelfen. Im „Hölzernen Zeitalter“, der Epoche vor 1800, als Holz vor Wasser der wichtigste Energieträger und vor Naturstein das wichtigste Baumaterial war, wurde ein erheblicher Aufwand getrieben, um an die Holzreserven heranzukommen, durchaus vergleichbar mit dem heutigen Aufwand zur Förderung und zum Transport fossiler Energien. Auch die Interessenskonflikte zwischen Anbietern und Abnehmern nahmen spätestens im 18. Jahrhundert, als man den Wald kurz vor dem Ende sah, ähnliche Züge an wie heute.

Das Wasserangebot musste vergrößert und weitgehend ganzjährig verfügbar gemacht werden. Dies geschah durch die Einrichtung von Floßteichen schon seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert. Im Frankenwald bestanden im 19. Jahrhundert bis zu 44 Floßteiche und vergleichbare Stauhaltungen, deren Wasser in einer komplizierten, in der Flößordnung geregelten zeitlichen Reihenfolge einen Schwall auf den kleinen, im Oberlauf nur drei Meter breiten Flößbächen erzeugte und damit die Bewegung eines Floßes überhaupt erst ermöglichte – Flößen als Surfen auf der Welle. Die Bäche selbst waren fast durchgängig auf einer Länge von 200 Kilometern reguliert und verbaut, so dass sie heute noch an kleine Kanäle erinnern. Die Ufer wurden mit Holzverbauungen, später mit Uferpflaster und steinernen Ufermauern befestigt, zur Abbremsung der Fließgeschwindigkeit wurden zahlreiche Querverbauungen aus Holz oder Stein in das Flussbett eingebbracht.

Weiter flussabwärts übernahmen die Mühlwehre die Funktion der Wasserhaltung, wie überhaupt das Mühlenwesen in engster Verbindung mit der Flößerei und dem Floßholzhandel stand, obwohl eigentlich eine Konkurrenzsituation um die Wassernutzung gegeben war. Dennoch war der Ertrag aus der Zusammenarbeit mit der Flößerei für die Mühlenbetreiber so wichtig, dass sie sich – trotz mancher Streitereien – auf die Beeinträchtigung ihrer Wasserkraft einließen.

Die Flößerei erzeugte in manchen Regionen ein weit reichendes, man könnte sagen „supranationales“ Netz mit vielfältigen Verflechtungen. So sind schon im 17. Jahrhundert niederländische Holzaufkäufer im Frankenwald unterwegs, wäh-

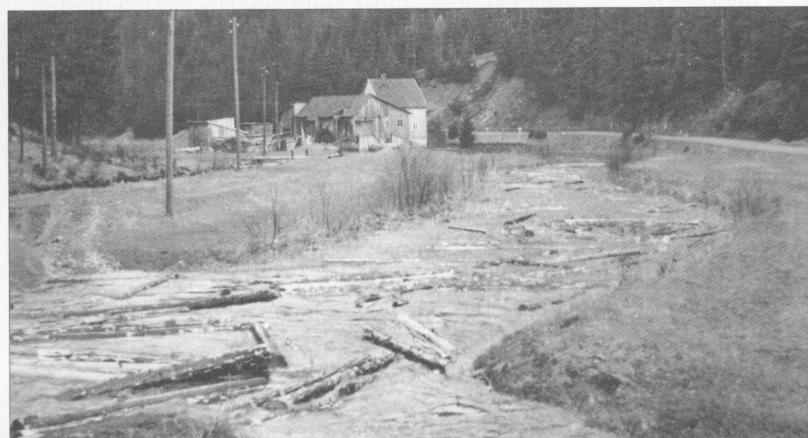
rend oberfränkische Flößer bis nach Dordrecht, seit 1670 Endpunkt der rheinischen Hollandflößerei, gelangten. In dieses wirtschaftliche, verkehrsmäßige und organisatorische Beziehungsnetz waren aber auch Schwachstellen eingeschaltet, die mit den Schlagworten Marktmacht und Manipulation zu umschreiben sind. So bildeten im 18. Jahrhundert mittelrheinische Holzhandelsgesellschaften ein geheimes Kartell gegen die fränkischen Flößholzhändler, um die Holzpreise künstlich niedrig zu halten. Im frühen 19. Jahrhundert tobte ein Kampf um das Stammholz, denn in Holland waren im 18. Jahrhundert zahlreiche Sägemühlen entstanden, die das Rohholz selber sägen wollten. In dieser Folge blieb die Flößerei, vor allem die des Frankenwaldes, auch in ihren Blütezeiten ein stets von Krisen bedrohtes Gewerbe, das regelmäßig kleinere wie größere Flößunternehmen in den Ruin trieb.

Trotzdem entstanden in manchen Zeiten, so vor allem im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, markante Bauten in den Flößerdörfern: Bekannt sind vor allem die Flößherrenhäuser in Unterrodach, die sich noch heute als Kombination aus klassizistischer Villa und Bauernhof zeigen. Eher als geistige Auswirkung bildete sich im Vergleich zu den Bauerndörfern der Region ein offenerer Horizont bei den Bewohnern der Flößerdörfer aus, der jedoch nicht über die krassen sozialen Gegensätze und die Not in den Krisenzeiten hinweghelfen konnte.

Der Niedergang der Flößerei setzte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein. Die neue Konkurrenz der Eisenbahn brachte, anders als vermutet, der Flößerei auch neue Betätigungsfelder, da durch sie Holz aus bisher unerschlossenen Waldgebieten an den Main gebracht werden konnte. Das führte noch nach 1900 zur Einrichtung etlicher Holzumschlagsplätze. Allerdings hatte der schonendere Bahntransport der Bretterflößerei erheblich zugesetzt, die punkto Wirtschaftsleistung für den Frankenwald wichtiger war als die Langholzflößerei.

Dennoch wurde bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts weiter daran gearbeitet, die technischen Einrichtungen für die Flößerei zu verbessern. Im Frankenwald wurden moderne Wehre mit Flößgassen gebaut, die Flößbäche wurden weiterhin in großem Maßstab reguliert, umgelegt und ausgebaut. Heute zeigt sich mancherorts, wie durch staatliche Eingriffe versucht wurde, ein Gewerbe zu retten, das als fremdenergiefreies, personalintensives und langsames System immer weiter gegenüber den modernen Entwicklungen im Verkehrswesen zurückfiel.

Einen letzten schweren Schlag versetzte der Flößerei die Mainkanalisierung mit einer Folge von



Auf dem Foto oben, das eine Floßfahrt durch das Herrenwehr in Kronach zeigt, ist deutlich das System der Wehröffnung zu erkennen: Die Wehrleisten wurden kurz vor der Floßdurchfahrt herausgenommen und auf dem Wehrsteg abgelegt. Die Aufnahme unten zeigt eine typische Blöchertrift.

Fotos: Stadtarchiv Kronach

Staustufen, die dem Fluss weitgehend die natürliche Strömung und der Flößerei ihren bisherigen Vorteil der antriebslosen Bewegung nahmen. Auch die immer stärkere Konkurrenz durch die Lastkraftwagen sorgte dafür, dass nach dem zweiten Weltkrieg nur noch vereinzelt Flöße auf Rodach und Main zu sehen waren, bis das Gewerbe um 1960 endgültig eingestellt wurde.

Niedergang und Verklärung der Flößerei gingen einher. Ihren lokalen Höhepunkt erfuhr die Verherrlichung im Kronacher Flößerlied des Lehrers Georg Geßlein. Der von Fröhlichkeit und Trinkfestigkeit handelnde Text passt allerdings wenig zur rauen Lebenswirklichkeit der Flößer und zur Krisenanfälligkeit des jahrhundertealten Gewerbes. Aber auch schon die Abordnung von sieben Frankenwald-Flößern in Flößertracht zum 100. Oktoberfest in München 1910 stand bereits im Zeichen der Nostalgie. Dennoch blieb es nicht nur bei romantischer Verklärung. Wenige Jahre

nach dem Ende der Flößerei richtete die Gemeinde Marktrodach 1968 ein Museum ein, das seit 1987 in einem ehemaligen Floßherrenhaus neu gestaltet wurde und einen hervorragenden Überblick über das historische Gewerbe auf Rodach, Main und Rhein gibt. Seit 1980 kann man sich in Wallenfels als Tourist das feucht-fröhliche Vergnügen einer Floßfahrt gönnen, die aber schon einen Eindruck von der Schwierigkeit und den Gefahren der Flößerei vermittelt. Im Süden Bayerns, auf der Loisach und der Isar hat die Touristenflößerei schon seit über 100 Jahren Tradition. Im Frankenwald bemühen sich vier Flößvereine in Friesen, Neuses, Unterrodach und Wallenfels um die Weitergabe des Flößereierbes, unterstützt durch Initiativen aus der öffentlichen Hand und dem Tourismus. Mit diesem Engagement besitzen sowohl die baulichen und landschaftlichen Relikte der historischen Flößerei eine Chance, erhalten zu bleiben – wie auch die Traditionenflößerei selbst.

Thomas Gunzelmann